



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Unsre Kreuzfahrer. Die Abwesenheit des Freiherrn von Stumm läßt im Reichstag eine gemüthlichere Stimmung aufkommen. Am 12. Februar konnte der Sozialdemokrat Fischer die Arbeiterverhältnisse nach dem Bilde schildern, das die Berichte der Fabrikinspektoren oder, wie sie jetzt heißen, Gewerberäte ergeben, ohne der Verhezung angeklagt zu werden, und Koesfide, der Stifter des Berliner Brauerings, durfte als allersachverständigster gegen die strafrechtliche Verfolgung des Boykotts sprechen, ohne daß ihm Grobheiten gesagt wurden, wie es ein paar Tage vorher geschehen war, als er für Arbeiterorganisationen eintrat. Ja der konservative Abgeordnete Frege versicherte, auch seine Partei hege den Wunsch, daß die Übelstände in der Lage des Arbeiterstandes ans Licht gezogen und abgestellt würden. Beachtet man außerdem noch, daß bei der Besprechung des Untergangs der Elbe der Freiherr von Stumm in höchsteigner Person Arm in Arm mit Singer und Bebel gegen die „mit kolossalem Nutzen arbeitenden“ Keeder marschierte und Staatsaufsicht über diese Herren verlangte, daß also selbst heute noch ein Bündnis sozialdemokratischer Arbeiter bald mit dieser bald mit jener Unternehmerrgruppe gegen andre Unternehmerrgruppen möglich ist, so sollte man meinen, auch die naivsten und schneidigsten unter unsern Polizeipolitikern würden sich des Zweifels nicht entschlagen können, ob es weise sei, durch neue gehässige Maßregeln den Gegensatz zwischen den Besitzenden und den Besitzlosen auf die Spitze zu treiben. Wirklich fehlt es nicht an Anzeichen, daß man in den Kreisen, die bisher aus Furcht oder Interesse für den Kreuzzug geschwärmt haben, sich unbehaglich zu fühlen anfängt. Professor Häckel brandmarkt die Vorlage als das letzte Werk Caprivis, womit er offenbar das stärkste gesagt zu haben glaubt, was dagegen gesagt werden kann (zur Steuer der Wahrheit muß dagegen doch bemerkt werden, daß der Exkanzler von allen seinen Kindern nur die Mutter, nicht der Vater gewesen ist, was seine Schuld bedeutend vermindert), und Professor Paulsen schlägt vor, den demnächst zurückkehrenden Patribus Societatis Jesu die Benjur zu übertragen, die der § 130 notwendig machen werde; fürs Zensoramt geeignete Personen könne man doch gar nicht finden. Und daß der Verein deutscher Studenten, nachdem er ein paar Wochen vorher einen Verein für Sozialwissenschaft gesprengt hatte, sich plötzlich veranlaßt sieht, zu Ehren der Kathedersozialisten unter den Professoren einen Kommerz zu veranstalten, der seine Spitze gegen Stumm, also auch gegen das Umsturzgesetz richtet, ist ein neues Beispiel davon, wie rasch manchmal die Nemesis der Weltgeschichte ihres Amtes waltet. Stürmischen Beifall erntete das Wort Schmollers: es sei eine der schlimmsten Entartungen des Parlamentarismus, wenn die Führer die Professorenstellen herabbrücken wollten „zu einem Appendix ihrer Patronage,“ was zwar nicht recht deutsch ist, worunter sich aber doch so manches kräftige deutsche Wort im Stile Luthers denken läßt. Hoffentlich ist dieses Wort auch der evangelischen Geistlichkeit aus dem Herzen gesprochen, die sich der Arbeiterbewegung gegenüber in der übelsten Lage befindet. Thut sie gar nichts, so fällt der Rest der Arbeiterbevölkerung der Sozialdemokratie anheim und damit, wie die Dinge in Deutschland liegen, aus der Kirche hinaus. Thut sie aber etwas, so zieht sie sich den Born der Gewaltigen zu. Die evangelischen Arbeitervereine des Saargebiets haben den Todesstoß, der ihnen drohte, einstweilen dadurch abgewendet, daß sie sich von Naumann und seiner „Hilfe“ losgesagt und die von den souveränen Großindustriellen geforderten Erklärungen abgegeben haben. Kein Staatsminister, heißt es in einer Zuschrift an das „Volk,“ könnte eine Vereinsgründung

von Bedingungen abhängig machen, die die Bewegungsfreiheit des Vereins in einem solchen Grade einschränken.

Die augenblickliche Stimmung gewisser „staatserkhaltenden“ Kreise kommt in einem Artikel des Hannoverschen Kuriers zum Ausdruck, worin es heißt, die Mehrzahl der Richter sei der Vorlage abgeneigt; sie wollten von einer Vermehrung der Kautschutgesetze nichts wissen; nicht das Vertrauen zum Richterstande dürfe die Grundlage der Rechtsicherheit sein, sondern die Unzweideutigkeit der Rechtsurteilungen; der Plan, die Revolution auf dem Boden des allgemeinen Rechts zu bekämpfen, müsse als gescheitert angesehen werden; man brauche ein neues Ausnahmegesetz. So wäre denn das erlösende Wort heraus! Eigentlich ist es schon längst heraus. Denn nachdem die Regierungsvertreter anfangs beteuert hatten, die Vorlage sei nicht als Ausnahmegesetz gedacht, alle Ausschreitungen sollten dadurch getroffen werden, gleichviel von welcher Partei sie kämen, haben sie später die Bedenken der übrigen Parteien mit der Versicherung zu beschwichtigen gesucht, die Bestimmungen würden ja selbstverständlich nur gegen die Sozialdemokratie angewendet werden, sodaß also bloß einige Worte geändert und einige andre beigelegt zu werden brauchten, um die Vorlage zu einem Ausnahmegesetz zu machen. Wir haben da wieder einmal einen schlagenden Beweis dafür, in welchem Grade den maßgebenden Kreisen unserer heutigen Zeit der Mut der Wahrheit und Offenheit fehlt.

Daß ein neues Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokratie grundsätzlich gerechtfertigt sein würde, haben wir selbst gesagt, zugleich aber beigelegt, daß die Entscheidung darüber auch von Erwägungen der Billigkeit und Zweckmäßigkeit abhängt. Wenn die Vereine der Arbeiter aufgelöst und ihre Spargroschen konfisziert werden, wenn man ihnen die Besprechung ihrer Angelegenheiten weder in Versammlungen noch in der Presse gestattet, so werden der Abgeordnete Frege und seine konservativen Freunde die Erfüllung ihres Herzenswunsches, die Übelstände im Fabrikwesen und in der Hausindustrie abgestellt zu sehen, nicht erleben. Übelstände können nicht abgestellt werden, wenn sie nicht ans Licht gezogen werden, und daß in Zukunft die Herren Fabrikbesitzer die unangenehmen Dinge, die in ihren Fabriken vorkommen, selbst in die Zeitung setzen oder dem Gewerberat anzeigen werden, ist nicht sehr wahrscheinlich. Zudem ist ein Volk verloren, das sich nicht selber zu helfen weiß, und die Organisation der Selbsthilfe ist es eben, was das Ausnahmegesetz unmöglich machen soll. Man mag dem Staat alles mögliche zutrauen: eine Vorsehung, die mächtiger und weiser als die göttliche, die Selbsthilfe überflüssig machte, ist er nun einmal nicht. Und dann: werden denn nicht schon alle dreihundert Wochentage des Jahres hindurch täglich genug Sozialdemokraten wegen politischer Vergehungen verurteilt? Ist denn die Vermehrung der Sträflinge wirklich ein so ungeheuer dringendes Bedürfnis?

Aus dem Saargebiet. Der im fünften Hefte der Grenzboten besprochene Kampf um die Einrichtung eines Rechtsbüreaus der evangelischen Arbeitervereine des Saargebiets hat seinen Abschluß gefunden. Das Saarbrücker Gewerbeblatt vom 10. Februar bringt folgende Erklärung des „Vereins zur Wahrung der gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen der Saarindustrie“ und der „Südwestlichen Gruppe des Vereins deutscher Eisen- und Stahlindustrieller“: „Nachdem die Vor-
aussetzungen, unter welchen die Beschlüsse der Vereinsvorstände vom 4. Januar d. J. [Boykottierung des Rechtsbüreaus der evangelischen Arbeitervereine und der »Hilfe«] gefaßt worden waren, sich nicht erfüllt haben, die Gefahr des Eindringens der Raumannschen »Hilfe« in unsere evangelischen Arbeitervereine vielmehr ausgeschlossen

erscheint und die Einrichtung einer Rechtsschutzstelle in einer Form erfolgen wird, welche die dagegen erhobnen Bedenken beseitigt, nehmen wir keinen Anstand, zu konstatiren (!), daß die von uns in Nr. 1 d. Bl. vom 6. Januar 1895 angedeuteten Beschlüsse unsrer Vereinsvorstände gegenstandslos geworden sind. Wir freuen uns dessen um so aufrichtiger, als dadurch jeder Grund wegfällt, den evangelischen Arbeitervereinen an der Saar unsre Sympathie zu entziehen."

Es ist erfreulich, daß hiermit ein Streit zwischen Arbeitern und Unternehmern beendet worden ist, bei dem man sich vergeblich fragte, welche Besorgnisse die Unternehmer zu ihrer Stellungnahme veranlaßt und mit welchem Recht sie sich überhaupt in die ganze Sache eingemischt haben. Es wäre aber ein großer Irrtum, zu glauben, die Großindustriellen des Saargebiets hätten mit ihrer Erklärung ihren bisherigen Standpunkt zu den Rechten der Arbeiter und ihren Ansprüchen auf Selbständigkeit aufgegeben. Schon die Erklärung selbst läßt durchblicken, daß die Beschlüsse vom 4. Januar nicht bedingungslos außer Kraft gesetzt worden sind. Thatsächlich ist die Erklärung nur erfolgt, nachdem der Verband der evangelischen Arbeitervereine des Saargebiets am 5. Februar folgende Beschlüsse gefaßt hat: „Die evangelischen Arbeitervereine an der Saar erklären, 1. daß sie nicht gesonnen sind, einen Gewerkverein ins Leben zu rufen; 2. daß sie den beabsichtigten Rechtsschutz nicht als eine Einrichtung ihrer Vereine, sondern, wenn überhaupt, als eine selbständige Einrichtung gestalten wollen, deren Wohlthaten auch dritten zugänglich sein sollen; 3. daß sie sich jeder Verbreitung oder Empfehlung der Raumannschen »Hilfe« enthalten wollen.“

Wer trägt also hier den größern Gewinn davon, die Arbeitervereine oder die Unternehmer? Faßt man die Frage rein praktisch für die Gegenwart ins Auge, so ergibt sich, daß die Arbeitervereine erreicht haben, was sie erstrebten. Sie wünschen ein Rechtsbüreau und dürfen sich jetzt eins schaffen. Auf seine Form und die Art seiner Verbindung mit den Vereinen ist kein großes Gewicht zu legen. Auch muß anerkannt werden, daß man den Unternehmern nicht mehr den Vorwurf ungleicher Behandlung der beiden Konfessionen machen kann, denn auch das katholische Volksbüreau ist keine Einrichtung eines katholischen Arbeiterverbandes, sondern besteht für sich selbst. Praktisch verlieren die Vereine auch nichts durch das Zugeständnis in Betreff der „Hilfe.“ Denn dieses Blatt, obgleich hier viel gelesen, ist kein Organ der hiesigen evangelischen Arbeitervereine. Diese würden also auch wohl kaum Veranlassung haben, es von Vereins wegen zu empfehlen oder zu verbreiten. Endlich ist auch von einer Gewerkevereinsbewegung hier wenig zu verspüren. Den thatsächlichen Verhältnissen gegenüber haben also die evangelischen Arbeitervereine keine Zugeständnisse gemacht, die ihnen besonders schwer hätten fallen müssen. Betrachtet man aber die Angelegenheit aus einem etwas weitem Gesichtspunkt, so wird sofort klar, daß die Unternehmer keinen Schritt von ihrem Standpunkte zurückgewichen sind. Sie beanspruchen nach wie vor das Recht, ihren Arbeitern vorzuschreiben, wie weit diese von ihrem Koalitionsrecht Gebrauch machen dürfen, welche Blätter ihre Vereine begünstigen dürfen und in welcher Weise sie ein wichtiges Unternehmen der Selbsthilfe ins Werk zu setzen haben.

Freiherr von Stumm pflegt gelegentlich in seinen Reichstagsreden die in seinem Gebiete herrschende soziale Praxis mit einigen Sätzen zu beleuchten. Seine und seiner Freunde obige Erklärung, zusammengestellt mit den Bedingungen, unter denen sie erfolgt ist, bietet ein treffliches Beispiel zu dem Satz in seiner Reichstagsrede vom 8. Februar: „Die Beschwerden über die mangelnde Gleichberechtigung des

vierten Standes sind lediglich eine Fiktion.“ Es ist also keine Verletzung der Gleichberechtigung, wenn Freiherr von Stumm seinen Arbeitern verbietet, Gewerksvereine zu gründen, Blätter zu lesen, die ihm nicht gefallen, und sich ein Rechtsbüro nach eigenem Geschmack einzurichten! Ohne Zweifel hat auch Freiherr von Stumm seine Arbeiter um Erlaubnis gebeten, ehe er in den „Verein zur Wahrung der gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen der Saarindustrie“ und in den „Verein deutscher Eisen- und Stahlindustriellen“ eintrat. Er wird auch gewiß nicht veräumen, seinen Arbeitern demnächst die Frage vorzulegen, ob er die „Post“ noch weiter lesen darf, und hoffentlich auch bald Mittel und Wege finden, ihnen auf die Art seiner Verbindung mit seinem Rechtsanwalt den gebührenden Einfluß zu verschaffen.

Es giebt keinen vierten Stand! Gestern Abend wurde ich aus tiefem Sinnen aufgeschreckt. Es war gegen acht; das ist in Hamburg die Zeit, wo einem die Abendzeitungen gebracht werden. In meinem Zimmer waren es die üblichen 15 Grad + Reaumur, draußen am Fenster zeigte mir das Thermometer 12 Grad — Reaumur. Vor mir stand die singende Theemaschine; um mich herum vier gesunde Kinder, die sich vor Wohlgeit nicht zu lassen wußten. Schokolade oder Kakao trinken mochten sie nicht; Brot mit Butter und pommerischer Gänsebrust oder mit Gänsefchmalz und Schweizerkäse mochten sie nicht mehr; sie hatten — gar keinen Hunger. Eben wollte ich eine lange, eindringliche Rede darüber halten, daß alle artigen Kinder essen müßten, da riß irgendwer mit fürchterlichem Ruck an der Hausklingel. Erschreckt sprang ich auf, mit dem Vorsatze, dem Klingelzugreißer ein gehäuftes Maß voll Grobheiten anzubieten.

Es war der Zeitungsjunge. Junge, was reißeß du so an der Glocke, kannst du nicht anständig und leise klingeln? — Ach, lieber Herr, mir sind die Finger ganz steif gefroren, ich konnte den Knopf nicht fassen, nun hab ich schon mit den Zähnen klingeln müssen. Es sind ja zwölf Grad Kälte. — Hast du denn keine Handschuhe? — Ach Gott, ich habe ja nicht einmal heile Strümpfe an!

Hinter mir standen meine beiden ältesten Mädchen, Hören von zehn und neun Jahren, die über diese Armut in ein bitterliches Heulen ausbrachen und dann dafür sorgten, daß der arme erfrorene Kerl warm in- und auswendig wurde, so schnell und so gut es ging.

In den zehn Minuten, die er sich am warmen Ofen bei mir auswärmen mußte, taute der arme Bursche gründlich auf; viel jämmerliches wußte er zu berichten. Vater hat seit elf Wochen keine Arbeit; bei Muttern ist vor drei Wochen der Storch gekommen und hat uns den siebenten Bruder gebracht; Fleisch haben wir seit langer Zeit nicht mehr zu essen gekriegt, auch Vater kann kein „Kopfbießeck“ mehr essen, der Pferdeschlächter will uns nichts mehr borgen. Auch all die andern, die mit uns in einer Terrasse wohnen, haben keine Arbeit mehr. Vater hat schon gesagt, wenns nicht bald besser würde, wenn er nicht bald Arbeit und Verdienst bekäme, dann müßte er sich das Leben nehmen oder — stehlen.

Ich that dann einen Blick in die Zeitung, durchflog die Rednernamen des Reichstags, und bei dem Namen Stumm, der in letzter Zeit zu seinem und, wie ich fürchte, zu unser aller Schaden populär geworden ist, machte ich Halt. Ich ahnte schon, daß er mir irgend etwas zu sagen haben würde. Und richtig, nun wars heraus: „Die ganze Deduktion von den Interessen des vierten Standes ist eine reine Fiktion. Es giebt gar keinen vierten Stand!“

Das schlug bei mir durch; nun hatte ich für alles, was mir bis jetzt aus

Stumm'schem Munde Käffel geblieben war, die Auflösung: der Mann lebt in einer andern Welt! Eben noch hatte ich einen Blick in die bitterste Not dieses vierten Standes gethan, hatte mitgeföhlt, was der arme Vater empfinden muß, wenn mittags und abends um die Essenszeit die Glocken der Kirchen zur Mahlzeit rufen und er den Tisch leer lassen muß, und nun soll das alles nicht wahr sein, nach Herrn von Stumm? In Wortklaubereien soll man sich doch wohl mit ihm nicht einlassen; er will doch nichts weiter sagen, als: es giebt keine Not unter den Arbeitern!

Da möchte ich ihn doch höflich einladen, sich vier Stunden in ein Coupee erster Klasse zu setzen und einmal mit mir eine Wanderung durch Hamburger Arbeiterviertel zu machen. Ganz bequem soll diese Wanderung sein: zuerst will ich ihn so um die vierte Stunde vor die Zeitungsausgabe des Hamburger Generalanzeigers führen. Da soll er sehen, wie in der bittersten Kälte die Menschen, Männer und Frauen, Greise und Kinder, auf der Straße die Ausgabe der Zeitungen abwarten, um Arbeitsangebote zu suchen. Da soll er sehen, wie sie davonrasen, sobald sie sich einige Adressen gemerkt haben. Von Gendarmen in Reihen zusammengehalten, warten und warten sie mit hungrigem Magen und zerrissener Kleidung, und um die ersten Blätter schlagen sie sich. Gehören diese Leute zum Stande Stumm? Oder gehört Stumm zu diesen? Hat der Freiherr schon einmal in seinem Leben gehungert? Sind diese Leute schuld an ihrem Elend? Wer hat die Überproduktion und damit die Arbeitslosigkeit verschuldet? Die Arbeiter etwa? Da der Freiherr von Stumm gerade heraus erklärt, es gäbe keinen vierten Stand, so muß man ihm ebenso gerade heraus sagen, daß er weder eine Ahnung hat, was in der Welt vorgeht, noch weiß, wo der Nährboden zu suchen ist für die umstürzlerischen Thaten, noch eine Ahnung hat, wo der wahre Kern des Sozialismus liegt. So sehen die Herren aus, die wir uns zu Vertretern erwählt haben, die uns neue Gesetze schaffen, die des deutschen Volkes Wohlfahrt im Auge haben!

Goethe sagt einmal: Jede große Idee, die als Evangelium in die Welt tritt, wird dem stockenden pedantischen Volke ein Ärgernis und einem Viel- aber Leichtgebildeten eine Thorheit. Und an einer andern Stelle: Die Wirksamkeiten, auf die wir achten müssen, wenn wir wahrhaft gefördert sein wollen, sind: vorbereitende, begleitende, mitwirkende, nachhelfende, fördernde, verstärkende, hindernde, nachwirkende. Es wäre mir ein leichtes, zu jeder Zeile die Namen zu sagen, die diesen Wirksamkeiten entsprechen. Zu der vorletzten gehört der Name Stumm. Im Hindern fördert er wahrhaft.

Bestreitet Stumm das Vorhandensein eines vierten Standes, dann muß er selbstverständlich auch die Not des vierten Standes bestreiten, und die Bestrebungen aller Menschen, die vorhandne Not zu lindern, für verrückt oder mindestens doch für überflüssig erklären. Daher auch der Ärger auf die Gebildeten, die einen vierten Stand kennen; die das Elend lindern und die Gefahr einer Revolution abwehren möchten mit vernünftigen Mitteln, nicht mit Strafen; die täglich vor Augen haben, daß wir unsinnig wirtschaften. Für den Freiherrn von Stumm und für seinen Anhang, besonders für den Bund rheinischer Industriellen, der soeben an Se. Hochwohlgeboren den Freiherrn von Stumm eine Aufmunterung erlassen hat, fest zu stehen in dem Kampfe für die Interessen der deutschen Industrie, gilt noch immer das alte Ammenmärchen: die Sozialdemokraten wollen weiter nichts als „teilen.“ Teilen die vorhandnen Reichthümer, aus dem großen König Stumm viele kleine Könige machen. Es ist kaum zu glauben, daß ernsthaftes, ge-

bildete Männer, die doch nach allem, was man sieht, sich mit der sogenannten sozialen Frage beschäftigt haben, es noch wagen, solche Schauergeschichten zu verbreiten. Es ist aber gerade aus dem Verein rheinischer Industriellen, der sich soeben wieder in Pose gesetzt hat, durch Vorträge und Broschüren wiederholt verkündet worden, wie verwerflich es sei, wenn die gebildeten Stände, nun gar noch Pastoren, die wirtschaftlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie stützten, die doch einzig und allein darauf ausgingen, ein System zu schaffen, das lediglich auf die Verteilung der Güter anderer gerichtet sei. (Vortrag, gehalten in der Generalversammlung des Vereins der Industriellen des Regierungsbezirks Köln am 20. April 1894 von Julius Vorster.)

Wenn ich bei solchen Behauptungen bedenken müßte, sie wären wider besseres Wissen aufgestellt, dann wahrlich würde mir erklärlich, warum die Sozialdemokraten hin und wieder kein Blatt vor den Mund nehmen und an die Stelle ruhiger Widerlegungen schimpfende, drohende Worte setzen. Wer kritisieren will, das ist die allererste Regel, der muß doch wissen, was er zu beurteilen oder zu verurteilen hat. Unanständig ist es, wenn er sich diese Kenntnis vorher nicht verschafft und nur so drauflos redet. Wer die Existenz eines vierten Standes rundheraus ableugnet, bei dem wird die Kenntnis von den wirtschaftlichen Bestrebungen des ersten, des wissenschaftlichen Sozialismus auch nur winzig klein sein. Alles, was „sozial“ heißt, wird einfach mit den grünen Jungen, die rote Taschentücher um den Hals und rote Nelken im Knopfloch tragen und siebzehnmal in der Minute Hurra schreien, in einen Topf geworfen! Wer sich das nicht gefallen läßt, den versuchen wir auf den Kopf zu schlagen oder fordern ihn auf Klinte. Das alles kann man sich gestatten. Aber man soll nun ja nicht glauben, mit solchen Mitteln kurire man hartnäckige Leiden!

Man möge sich nur auch in den produktiven Ständen umsehen! Wie es auf dem Lande stand und steht, das ahnen wir doch wohl. Noch ein Jahr so weiter nach Caprivischer Schule und dann eine Reichstagsauflösung, dann hätte ich die roten Wahlzettel nicht zählen mögen! In der Industrie ist man da, wo man gewöhnt ist, ruhig aber gut zu produzieren, längst auf dem Standpunkte angekommen, daß man aufatmen würde, wenn der Staat die ganze Fabrikation oder doch die Verteilung der Fabrikate übernehme. Es ist nicht jedermanns Geschmack, die Käufer, die Kunden mit den Haaren herbeizuholen, sich Tag für Tag in den Zeitungen herumzudrücken und dadurch bei jeder Mahlzeit ein ganzes Heer Drohnen mit abzufüttern. Herr Stumm freilich weiß nichts davon, welche Widerwärtigkeiten der tägliche Kampf aller gegen alle mit sich bringt. Er hat sich ohne Zweifel auch noch gar nicht überlegt, wie viel größer der Wohlstand in Deutschland sein könnte, wenn wir die dafür gegebenen Quellen richtig fließen ließen. Die Professoren aber und wir andern und besonders die aus dem vierten Stand, die haben darüber nachgedacht. Die schlagen sich an die Stirn und fragen sich immer wieder, ob wir denn rechnen gelernt haben, und ob wir denn vernünftige Menschen sind? Wir wissen, daß alle Leibesnot nur durch Arbeit gehoben — und um die handelt es sich doch in allererster Reihe —, aller materieller Wohlstand nur durch Arbeit hervorgebracht werden kann. Wir wissen, daß viele hunderttausende arbeitswilliger Menschen auf der Stelle bereit sein würden, zu arbeiten, also Werte zu schaffen; wir wissen, daß hunderttausende Kriegsdienste thun müssen in dem Kampfe des einen gegen den andern, was nicht nötig wäre, wenn alle Menschen zusammen arbeiteten, aber wir finden keinen Weg, Frieden, wirtschaftlichen Frieden zu schließen und jedem das Seine zu gönnen und zu lassen. Wo ist denn schon eine Wirt-

schaft gediehen, wenn zwei das immer wieder einreißen, was zwei andre eben aufgebaut hatten? Wo ist ein Wagen an sein Ziel gekommen, der hinten und vorn zugleich bespannt war? Wer hat denn einen Nutzen von diesem wirtschaftlichen Kampfe?

Wir sehen es ja täglich, wohin wir durch unsre unsinnigen wirtschaftlichen Einrichtungen kommen. Immer mehr werden die Kräfte in die unproduktiven Stände gedrängt! Handeln, schachern, jobbern, maklern — Kneipen, Budiken, Läden und Hökereien aufmachen, erlogne Auktionen und Ausverkäufe anstiften, richtige und gemachte Konkurse ausbeuten, Dumme mit neuen Hühneraugenmitteln, Zahnwässern, „famosen“ Stiefelknechten, Schönheitsseifen mit und ohne „Eulen“ fördern, Geheimmittel brauen und andre damit anschmieren — das sind die Stellen, wo heute eine gewisse Fäuligkeit, eine gewisse Intelligenz laudet. Aber in ehrlicher, ruhiger, nervenschonender, produktiver Arbeit wahre, nützliche, notwendige, von tausenden bitter entbehrt Lebensmittel für die Ernährung, Bekleidung oder Wohnung zu schaffen, das ist heute den meisten unmöglich, weil es meist am Kapital und dann an Absatz fehlt. Diese schweren wirtschaftlichen Schäden werden von den Professoren und den Pastoren erkannt und als Schäden bezeichnet. Und deshalb soll man sie schelten? Nein, sie haben das Amt, das Volk zu erziehen, von Gott und vom Staate übernommen. Wir verlangen von diesen deutschen Männern, daß sie Wahrhaftigkeit üben und der Unwahrheit, der Heuchelei, der Unwissenheit ohne Schonung entgentreten. Nicht an den Pranger sollen sie gestellt werden, weil sie warnende Worte den Kapitalistenführern zurufen, sondern hoch erhoben vor dem Volke, denn sie erkennen ihr Amt recht! Und wer sie verstehen will, der versteht sie, der weiß, daß sie das Heil aller Klassen anstreben. Darum soll man sie nicht in ihrer Bahn stören, nicht verleumden, sondern fördern! Mit dem dämmernden Verständnis wird auch das dämmernde Abendrot kommen, das dem vierten Stand die Not nimmt, dem dritten und dem zweiten die Sorge um die Zukunft, und so allen den wirtschaftlichen Frieden bringt!

Wir Männer des praktischen Lebens — ich bin, wie Herr von Stumm, auch Fabrikant und Arbeitgeber, — wir sollten aber zu allererst ein Verständnis zeigen für den echten Kern des wirklichen Sozialismus und sollten nicht laut in die Massen hineinrufen: Es giebt keinen vierten Stand, es giebt kein Elend! Auch das kleinste Haar wirft seinen Schatten.

Hamburg-Hohenfelde

Max Ried

Nordamerikanische Arbeiterverhältnisse. Wer seinen Glauben an Sittlichkeit als eine vom Interesse unabhängige Macht wanken fühlt und ihn doch gern behalten möchte, der schließe von seiner Lektüre alle Bücher über die wirtschaftliche und soziale Entwicklung der angelsächsischen Rasse in den letzten vier Jahrhunderten aus, denn darin ist schlechterdings keine andre Triebkraft als die Selbstsucht zu erkennen. Die Theorie der englischen Moralisten des vorigen Jahrhunderts entspricht aufs vollkommenste der Wirklichkeit, die sie umgab, bis auf einen Punkt: sie hofften, daß die zügellos waltende Selbstsucht aller in prästabiler Harmonie das allgemeine Wohl hervorbringen werde, es kommt dabei aber nur das allgemeine Elend und daneben das Wohl verhältnismäßig weniger heraus. Sartorius von Waltershausen, der bewährte Kenner nordamerikanischer Arbeiterverhältnisse, hat in seiner Schrift: Die Arbeitsverfassung der englischen Kolonien in Nordamerika (Straßburg, Karl J. Trübner, 1894) die dortigen Arbeiterverhältnisse und ihre Entwicklung im siebzehnten und achtzehnten

Jahrhundert dargestellt. Aus dieser Arbeit nun, die selbstverständlich ein Ergebnis erschöpfenden Quellenstudiums ist, ersieht man, wie die Frage, ob weiße Lohnarbeiter, ob Indianer, ob Neger zu verwenden, ob die Arbeiter hart oder mild zu behandeln seien, ob die Sklaverei beibehalten oder abgeschafft werden solle, in jeder Kolonie und zu jeder Zeit einzig und allein nach den Forderungen des Interesses entschieden wurde. Verschiedenes Verhalten der Staaten ging niemals aus verschiedenen Gefinnungen, sondern immer nur aus Verschiedenheiten der wirtschaftlichen Lage hervor. Daß es den Quäkern mit ihrem religiösen Glauben an die Gleichberechtigung aller Menschenbrüder voller Ernst war, kann nicht bezweifelt werden, aber politische Geltung erlangte dieser Glaube immer nur, wenn es das wirtschaftliche Interesse gestattete. Die Darstellung der Aufhebung der Sklaverei in Pennsylvanien und überhaupt in den nördlichen Staaten (S. 168 bis 172) bestätigt in überraschender Weise, was Adam Smith bloß als Vermutung ausspricht: man würde sich zu dem Schritt nicht entschlossen haben, wenn er ein großes Opfer bedeutet hätte. Die Ereignisse unsers Jahrhunderts gehören nicht mehr zum Thema des Verfassers, aber er unterläßt doch nicht, am Schlusse hervorzuheben, daß es sich bei dem Anlaß zum Sezessionskriege nicht etwa um ein Humanitätsideal gehandelt hat, sondern um die Frage, ob die Kapitalisten des Nordens oder die Großgrundbesitzer des Südens herrschen sollten. Die Grundbesitzer sind nach ihrer Niederlage verhältnismäßig rasch zu leidlicher Verschmelzung ihres Interesses mit dem gegnerischen gelangt, weil sie selbst zu sehr Unternehmer waren, um echte Aristokraten sein zu können. Dankenswert in der hochinteressanten Schrift, die deutschen Lesern viel neues bringt, ist auch die Geschichte der Besiedlung der Staaten, die die ursprüngliche Union ausmachten, und der Exkurs über den englischen Negerflavenhandel, dessen Umfang und Bedeutung bis jetzt wohl nur wenigen Deutschen bekannt geworden sein mag. „Der Sklavenhandel, heißt es Seite 100, hat England kolossale Reichtümer eingebracht, die, wie man gesagt hat, die Mittel gewesen sind, die Herrschaft in Ostindien aufzubauen. Es ist nicht bloß der Kaufmann an diesem gewinnbringenden afrikanischen Geschäft beteiligt gewesen. Kapitalisten hatten ihr Geld darin angelegt, Kapitäne und Matrosen fanden reichlich zu thun, und zahlreiche Agenten wurden in Amerika und Afrika beschäftigt. Könige und Minister spekulierten in Negerflaven, und noch 1750 hatte das Oberhaus vierzehn Tage lang über die beste Methode nachgedacht, wodurch der Negerhandel noch wirksamer gemacht werden könne.“ Vergebens wehrten sich die nördlichen Kolonien, denen an der Negereinfuhr nichts lag, durch Schutzzölle dagegen. Nichts widerlicher als die Heuchelei, womit die Engländer Laster und Verbrechen ganz regelmäßig genau in dem Augenblicke zu bekämpfen anfangen, wo sie gewahr werden, daß sie keinen Vorteil mehr oder ihre Konkurrenten größern Vorteil daraus ziehen.

Heute wäre eine Sklaveneinfuhr in Nordamerika das überflüssigste von der Welt; wurde doch voriges Jahr die Zahl der arbeitsfähigen Arbeitslosen auf zwei Millionen geschätzt! Die Vereinigten Staaten bilden in diesem Augenblicke einen höchst merkwürdigen Gegensatz zu unserm deutschen Reiche. Während bei uns urwalle Organisationen, eine musterhafte Verwaltung und gewissenhafte Beamte bei unzulänglichen Mitteln der Masse des Volks immer noch wenigstens die notdürftige Existenz ermöglichen, versinken drüben trotz weitesten Spielraums und uner schöpflicher Hilfsquellen Millionen in hilfloses Elend. Und das, obwohl es weder an ungethaner notwendiger Arbeit fehlt — so z. B. sind die Landstraßen elend, und in den Großstädten starren ungepflasterte Straßen von Schmutz —, noch an dem zur Ausführung notwendiger öffentlicher Arbeiten erforderlichen Gelde. Und

dieses, obwohl das Volk nicht trüg und unwissend ist wie in Rußland, sondern energisch und geistvoll und auf der Höhe der Technik steht. Es zeigt sich eben, daß eine Freiheit, die bloß in der Abwesenheit organischer Bindungen besteht, in dem Augenblick in Unfreiheit umschlägt, wo die rühmlichsten unter den freien Konkurrenten den vorhandenen Boden okkupiert und den Nachzögern nichts übrig gelassen haben als die Vogelfreiheit.

Moriz Carriere. Intellektuelle Anarchie bezeichnet schon August Comte als das Grundübel seiner Zeit. Aber die geistige Zersahrenheit hat seit dem Versuche Comtes, der sich mit dieser Bemerkung einleitet, durch den immer fühlbarer werdenden Mangel einer wahrhaft allgemeinen Bildung, durch das Überhandnehmen spezialistischer Fachbeschränktheit noch bedeutend zugenommen. Auf ihrem Boden wuchern die einseitigen Systeme, die pessimistischen, nihilistischen oder auch unklar mystischen Entdeckungen des modernen Denkens. Allgemeine oder univervelle Bildung ist immer philosophische Bildung. Mit Moriz Carriere ist am 19. Januar d. J. ein univerveller Denker dahingeshieden, der wie kein zweiter bis ins höchste Greisenalter — er war dem achtzigsten Lebensjahre nicht mehr fern — an allen unsre Zeit bewegenden Fragen noch mit jugendlicher Frische Anteil nahm und durch eine rege publizistische Thätigkeit in weiten Kreisen Licht und Wärme spendete. Ein offner Brief über die Umsturzvorlage an den Redakteur der Deutschen Revue — er ist in der Bossischen Zeitung veröffentlicht worden —, eine männlich freie Entrüstungsäußerung war vielleicht das letzte, was er geschrieben hat. Er schließt mit dem Sage: „Tragen wir das Banner der Gedankenfreiheit ruhig weiter!“ Er, der das schrieb, hat länger als ein halbes Jahrhundert bei allen Klippen oder Untiefen, bei allen Strudeln und Trübungen, die das Jahrhundert in dem Strome der Gedankenfreiheit passiren sollte, besonnene Pilotendienste verrichtet und immer daran festgehalten, daß furchtloser, aber redlicher Wahrheitsdrang nur zum Schönen und Guten führen und kein wahres Herzensgut gefährden kann. Die Möglichkeit einer endgiltigen Versöhnung von Glauben und Wissen, die Einheit von Kopf und Herz, die Dreieinheit des Schönen, Guten und Wahren war vielleicht das einzige Vorurteil seines Denkens. Der Glaube freilich, dessen unbeschränkte Anpassungsfähigkeit an alle bleibenden Ergebnisse voraussetzungsloser wissenschaftlicher Forschung er vertrat, war, wenn er ihn auch als christlich bezeichnete, doch nicht der engherzige des kirchlichen Dogmatismus, sondern ein ästhetischer Glaube im Sinne des Schillerschen: „Was wir als Schönheit hier empfunden, wird einst als Wahrheit uns entgegengehn.“ Ästhetik, die Wissenschaft vom Schönen, war insofern nicht nur sein akademisches Spezialfach, sondern, wenn auch unbewußt, das Leitmotiv seines allgemeineren Denkens. Was die Ästhetik im engern Sinne betrifft, so durfte er hier vielleicht auch bei den Kollegen vom Fach, bei einem Teile der Professoren auf Anerkennung rechnen, wenn es ihm auch nicht verborgen blieb, daß sie für seine übrigen Arbeiten vielfach nur ein hochmütig mitleidiges Kopfschütteln hatten. Wir bloßen Dilettanten oder Liebhaber der Philosophie können es ihm um so mehr zum Ruhm anrechnen, daß er eine glänzende Ausnahme bildete von dem durch Schopenhauer ein für allemal klassisch gekennzeichneten Typus des philosophischen Brotgelehrten.

Dies tritt schon äußerlich in vorteilhaftester Weise dadurch hervor, daß seine sämtlichen Schriften an Lesbarkeit hinter denen der beliebtesten unzüngstigen Philosophen nicht zurückstehen. Selbst Ed. von Hartmann sieht sich ungeachtet seines dem Ehrlichkeitsoptimismus Carrieres entschieden entgegengesetzten philosophischen

Standpunkts genötigt, dies mit der Bemerkung anzuerkennen, daß Carrieres „Ästhetik“ ebenso viel gelesen werde, wie die Bishers wenig; er spendet dann dem diesem Buche inhaltlich am nächsten stehenden fünfbändigen Werke Carrieres: „Die Kunst im Zusammenhange der Kulturentwicklung oder die Ideale der Menschheit“ (dritte Auflage, 1887) das Lob: „Dies Werk ist im besten Sinne populär und doch von philosophischem Geiste durchdrungen und kann so, wie es ist, als ein Schatz der Belehrung und Anregung für unser Volk und namentlich für unsere Jugend empfohlen werden.“ An die ästhetischen Hauptschriften reihen sich Carrieres Lehrbuch der Poetik: „Die Poesie, ihr Wesen und ihre Formen, mit Grundzügen der vergleichenden Litteraturgeschichte“ (zweite Auflage, 1889), ferner „Vier Denkreben auf deutsche Dichter: Lessing, Schiller, Goethe, Jean Paul,“ ein Kommentar zu Faust und zahlreiche Aufsätze in litterarischen Zeitschriften, deren Zusammenstellung in einer Gesamtausgabe eine verdienstliche Arbeit wäre. Wohlwollend gegen jede neue, frische Geistesregung glaubte Carriere auch in der neuen naturalistischen Wendung unsrer schönen, „oft aber schon nicht mehr schönen“ Litteratur nur einen neuen „Sturm und Drang“ und keineswegs ein Zeichen des Verfalls zu erkennen, er hoffte, daß sich der neue Most zu einem guten Wein abklären werde, zu einer Wirklichkeitspoesie, die aber bei aller Realistik nicht vergessen dürfe, daß sie Poesie zu bleiben habe.

Von dem Geiste der Ästhetik, der auf Gleichgewicht zwischen Stoff und Form, auf Ausöhnung von Natur und Geist, von Notwendigkeit und Freiheit gerichtet ist, der, wie es schon Schiller und Hölderlin empfanden, zum Vieleinigen des alten Heraklit verweist, war Carrieres gesamte Weltanschauung durchdrungen. Dieser Geist mußte ihn aber bei seinen geschichtsphilosophischen Forschungen notwendig zur Würdigung Giordano Brunos leiten, und so ist er denn der erste gewesen, der in seiner „Philosophischen Weltanschauung der Reformationszeit in ihren Beziehungen zur Gegenwart“ (erschienen 1847, neue Auflage 1888) den Bann unwürdiger Verschweigung gebrochen hat, der auf dem unvergänglichen geistigen Nachlaß des Märtyrers vom Campo dei fiori lastete. Carriere fand in Giordano Bruno die „keimkräftige Totalität“ der Philosophie und Religion der Zukunft. Ich selbst verdanke ihm und Eugen Dühring die Anregung zu meinen Überlegungen Brunoscher Dialoge. Dabei ist wieder hervorzuheben, wie zwei dem äußern Anschein nach so verschieden denkende Philosophen, wie der milde theistische Ästhetiker Carriere und der schneidige „Atheist“ Dühring in der Würdigung des so lange verkannten Nolaners zusammentreffen. Die Erklärung giebt uns das Goethische: „Name ist Schall und Rauch“ und Dührings Äußerung in seinen „Größen der modernen Litteratur,“ I, 265: „Dichternaturen hätten vor andern Teilnehmern am Geistigen besondern Grund gehabt, sich an Bruno zu bilden, anstatt durch Spinoza im günstigsten Falle etwas auf sich wirken zu lassen, was nur als schwaches Echo vom überlegnen Nolanischen Genius her gelten kann. Auch hätte sich der deutsche Geist mit der ursprünglichen Monadenlehre etwas verwandt fühlen können; denn sie suchte sowohl dem großen Ganzen als der individuellen Einzelheit der Wesen gerecht zu werden. Auch müßte es vorzugsweise für den poetischen Sinn Reiz haben, die Fülle der unmittelbaren Individualität von der Allheit nicht verschlungen, sondern nur umfassen zu wissen. Das große ästhetische Weltproblem trifft hier mit dem logischen zusammen.“ Carrieres Weltanschauung läßt sich wesentlich als die im Feuer der Erkenntnis-kritik geläuterte Monadologie Brunos, als ein Idealrealismus bezeichnen, der sich, schulmäßig gesprochen, dem gleichzeitig von Loge, Ulrici und dem jüngern Fichte vertretenen Theismus zugesellt. Religionsphilosophisch wird hier der Gegensatz

des Pantheismus und des Deismus aufgelöst und überwunden in einer höhern Wahrheit, die den echten Gehalt beider Ansichten bewahrt und den Mangel der einen durch die Kraft der andern berichtigt und ergänzt.

Bald mit populärer Klarheit und dichterischer Glut, bald wieder mit logischer Schärfe und wissenschaftlicher Umsicht hat Carriere diesen seinen Vernunftglauben — denn so dürfen wir ihn nennen — als das Christentum der Zukunft gepredigt und verteidigt. So zunächst durch seine mitten in die Hochflut des kraftstofflerischen Materialismus (1850) hineingeworfenen „Religiösen Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk von einem deutschen Philosophen,“*) nach denen nicht wenige Gemüter, denen es schwer fiel, sich bei einer so kahlen Weltanschauung, wie der des Herrn Büchner, oder einer so trostlosen, wie der Schopenhauers und Hartmanns, gleichwie nach einer Rettungsboje gegriffen haben. Als Beigabe dazu erschien unter dem Titel „Gott, Gemüt und Welt, ein Erbauungsbuch für Denkende,“ eine unübertreffliche Anthologie alter und neuer Dichterworte zum Welt- und Lebensproblem. In edelster Popularität behandelt alle philosophischen Skrupel und Zweifel der modern naturwissenschaftlichen Bildung sein Buch: „Die sittliche Weltordnung“ (zweite Auflage, 1877); die positiven Ergebnisse der geschichtlichen Religionskritik beleuchtet eine Schrift, die er selbst als Dissertation zu seinem im Jahre 1889 gefeierten Doktorjubiläum bezeichnet: „Jesus Christus und die Wissenschaft der Gegenwart.“ Sie schließt mit dem Sage: „Wenn die alten Schläuche (Formeln und Sagen früherer Jahrhunderte) den ewig jungen Most des Evangeliums nicht mehr halten können, so ist und bleibt er uns im neuen durchsichtigen Becher doch der rechte klare Lebenswein.“

Eine Festrede, gehalten in der königlich bairischen Akademie der Wissenschaften am 21. März 1893, und eine Abhandlung im neunzehnten Bande, Abteilung 3 der Abhandlungen dieser Akademie aus dem Jahre 1892 bieten uns endlich die reifste Frucht seines philosophischen Denkens in denkbarster Vollständigkeit und Kürze. Die erste, „Erkennen, Erleben, Erschließen,“ stellt den wissenschaftlichen Weg dar, der zur Wahrheit leitet, sie richtet sich sowohl gegen den Agnostizismus Spencers wie gegen jede einseitige Überschätzung der deduktiven oder induktiven Methode, die beide nur im Verein mit der Intuition, dem Erleben, zur vollen Erkenntnis führen. Die zweite, „Das Wachstum der Energie in der geistigen und organischen Welt,“ giebt uns den Gesamtüberblick über Carrieres Weltanschauung, die sich als ein Monismus bezeichnen läßt, der den Individualismus nicht aus-, sondern einschließt. Nichts ist mir unverständlicher, als wie man in einem kurzen Nachruf, der mir eben vorgelegt wird, angesichts dieser beiden so klaren wie bündigen Schlussbekenntnisse Carriere als letzten Ausläufer der Hegelschen Schule abthun kann. Den Hegelschen abstrakten, die Individualität auffaugenden Idealismus und seine Methode hat Carriere, der überhaupt kein Schulphilosoph war, schon zu Lebzeiten Hegels gemeinsam mit dem jüngern Fichte bekämpft. Eher könnte man ihm den Vorwurf des Effektizismus machen, wenn das überhaupt ein Vorwurf ist, sobald der Effektizismus kritisch bleibt. Carriere war ein universeller Denker, und die Anpassungsfähigkeit des Realidealismus an jedes Ergebnis positiver Beobachtung nachzuweisen war seine Hauptaufgabe, in der er durch nicht geringe Kenntnisse in allen für den Philosophen und insbesondre Psychologen wichtigen empirischen Wissenszweigen, z. B. der Biologie, gefördert wurde. Er kommt in dieser Hinsicht dem

*) Dritte Auflage, 1894, mit wertvollen Zusätzen, Kritiken gegen Strauß, Renan und Nietzsche.

verstorbenen Loze, der freilich von Haus aus Mediziner war, nahe, und schon dies sollte ihn vor der Untereordnung unter Hegel schützen.

Unverkennbar ist er freilich als Dichter und Ästhetiker über die Schranken eines exakten Positivismus hinaus vom Wissen zum Glauben fortgeschritten. Er war übrigens nicht nur Dichter als Denker, sondern verdient auch als Dichter an und für sich die Anerkennung der Nachwelt. Bei seiner großen Bescheidenheit hat er selber auf seine 1883 unter dem Titel „Agnes“ veröffentlichte Auswahl von Liebesliedern und Gedankendichtungen niemals großen Wert gelegt, nur Freunden und Freundinnen wollte er dieses Buch gewidmet haben. Aber die Liebeslieder sind einer echten und edeln Leidenschaft entsprungen, einer Leidenschaft, die nach dem frühzeitigen Tode der Geliebten, seiner schon nach wenigen Jahren des reinsten Eheglücks gestorbenen Gattin, einer Tochter des Chemikers Justus Liebig, in tiefem Seelenschmerz ausgeklungen ist.

Was alsbald klarbewußt an des Wehes erstem Tag
Wie ein Stein auf der Brust, auf dem Geist wie Nebel lag,
Zimmerdar bleibt es wahr:
Jedes Leid ohne dich trägt zwiefachen Dornenkranz,
Jeder Freud' ohne dich fehlt der rechte Sonnenglanz.

In erhabenen Gedankendichtungen, in denen es ihm gelingt, seiner versöhnenden Weltanschauung formvollendeten Ausdruck zu geben, hat er dann diesen Schmerz, wenn auch wohl nie völlig überwunden, so doch geadelt. Als Gedankendichter verdient er einen hervorragenden Platz in der Literaturgeschichte. Die erste Strophe seiner „Hymne“ mag zur Nachprüfung meines Urteils wenigstens anregen:

In den Sturmeshauch, der wellenmächtig,
Felserschütternd braust um Meer und Land,
In der Sterne Glanz, der frühlingmächtig
Um die Erde schlingt ein Strahlenband,
In der Blume Duft, der blütenprächtigt
Ihn zum Morgenopfer dir entsandt,
Ahn' und fühl' ich dich, den ewig Einem,
Seh' ein heilig Wesen ich erscheinen.

Wie er aber in allen seinen Schriften erscheint als eine harmonische und vornehme liebenswürdige Persönlichkeit, so bezeugte er sich auch im Leben allen, die mit ihm, und sei es auch nur aus der Ferne und brieflich, in Verkehr traten. Aus einem seiner Briefe an mich will ich zum Schluß folgende Äußerung mitteilen: „Was Sie von der Bedeutung sagen, welche die sittliche Weltordnung und andre Bücher für ringende Seelen trost- und lichtspendend gewöhnen, gehört zu den Stimmen, die ich manchmal vernehme, und die mich dafür trösten müssen, daß der offiziellen und sachgenössischen Anerkennung gar nichts oder sehr wenig ist. Ob die Nachwelt wirklich das wieder gutmachen wird? Ich habe gesucht, meine Pflicht zu thun, und das andre Gott überlassen.“

Jena

L. Kuhlenbeck

Ein Wort in eigener Sache. Der Aufsatz über die „Disziplin der Richter“ in Heft 46 der vorjährigen Grenzboten erwähnt auch das Disziplinarverfahren, das vor einigen Monaten gegen mich durchgeführt worden ist und mit meiner schimpflichen Entlassung geendet hat. Der Aufsatz sagt: „Die öffentliche Meinung in Deutschland zeigt in Fragen, die es nicht unmittelbar mit der leidigen Politik zu thun haben, gottlob immer noch eine erfreuliche Übereinstimmung über das, was Recht und Unrecht ist. Dies hat eben erst wieder der Leistikopf Disziplinarprozeß bewiesen. Sie war sich auch im Pfizerischen Fall darüber klar, daß die

schweren Beleidigungen gegen seine Berufsgenossen und Vorgesetzten dem Angeklagten nicht ungestraft hingehen konnten.“ Es werden daran einige Bedenken wegen des gegen mich beobachteten Verfahrens und der gegen mich verhängten Strafe angereiht, aber daß ich mit Recht bestraft worden sei, steht dem Verfasser fest — die öffentliche Meinung sagt es ja. Im Eingang des Aufsatzes spricht der Verfasser selbst von der „sogenannten“ öffentlichen Meinung, und dieses „sogenannt“ möchte ich auch der öffentlichen Meinung hinzugefügt wissen, die meine Bestrafung für gerecht erklärt hat. Ich bin nicht gleichgiltig gegen die öffentliche Meinung, aber ich unterwerfe mich nicht ohne weiteres ihrem Spruch, weil sie erfahrungsgemäß sehr leicht irreführt wird. Einen Teil der öffentlichen Meinung stellt auch die Meinung der Leser der Grenzboten dar, an ihrer Meinung ist mir, einem frühern Mitarbeiter der Zeitschrift, besonders viel gelegen, und ich möchte nicht, daß diese Meinung irreführt werde. Das geschieht aber notwendig durch die Art, wie der angeführte Aufsatz über meinen Fall berichtet, wenn er sagt: „Pfizer hatte als Mitglied eines Dreirichterkollegiums die seiner Meinung nach unschuldige (?) Verurteilung eines der Brandstiftung angeklagten Dienstknechts durch die Geschwornen nicht verhindern können. Beschwerden über die mitbeteiligten Richter hatten ihm einen Verweis eingetragen. Das hatte ihn wieder veranlaßt — freilich erst nach Verlauf einer Reihe von Jahren —, gegen die an dem frühern Disziplinarverfahren beteiligten Mitglieder des Oberlandesgerichts und den Justizminister den Vorwurf der bewußten Rechtsbeugung zu erheben.“ Hat der Verfasser meine Schrift: „Willibald Flg.“ überhaupt gelesen? Ich kann das kaum glauben, denn sonst hätte er nicht wohl so berichten und weiterhin so, wie ich zuvor angeführt habe, urteilen können; er scheint mir vielmehr die Kenntnis des Falls und sein Urteil darüber nur aus dem Schwäbischen Merkur geschöpft zu haben, der in dieser Sache Hand in Hand mit der Frankfurter Zeitung die öffentliche Meinung gemacht hat. Dieser Macho zufolge werden sich auch die wenigsten Leser der Grenzboten veranlaßt gesehen haben, Kenntnis vom „Willibald Flg.“ zu nehmen; eine Schmähschrift nimmt ein anständiger Mann nicht gern in die Hand, und ein derartiges Machwerk mußte doch wohl vorliegen, wenn selbst das Blatt des Herrn Sonnemann sich berufen fühlte, die württembergische Justiz in Schutz zu nehmen. Es möge mir deshalb gestattet sein, dem nicht gut unterrichteten Leser den wirklichen Sachverhalt in Kürze vorzuführen.

Ein unbescholtener, verheirateter Tagelöhner war der Brandstiftung angeklagt. Der Vorsitzende des Schwurgerichts nahm die Verhöre mit ihm und den Zeugen so vor, daß jeder Zuhörer glauben mußte, er sei von der Schuld des Angeklagten vollkommen überzeugt; er rechtfertigte nachher diese Art des Verhörens: es sei seine Aufgabe (wörtlich!), alle Verhöre möglichst in Übereinstimmung mit der Anklage zu bringen. Der Staatsanwalt aber schloß seine Anklagebegründung mit der an die Geschwornen gerichteten Aufforderung: sie sollten, wenn auch beim Angeklagten keine rechten Motive zur That vorhanden gewesen seien, ihn doch schuldig sprechen und keine unzeitige Milde walten lassen, da es sich um ein schweres Verbrechen handle, das heißt: sie sollten es, weil ein schweres, die bauerlichen Geschwornen besonders bedrohendes Verbrechen in Frage stehe, mit dem Beweis der Schuld leicht nehmen. Die Geschwornen sprachen ein Schuldig; alle drei Richter waren zwar der Ansicht, daß die Schuld des Angeklagten nicht erwiesen, zweifelhaft sei, trotzdem wurde er verurteilt. (Es handelte sich also nicht um eine nach meiner subjektiven, vielleicht richtigen, vielleicht unrichtigen Meinung ungerechte Ver-

urteilung, sondern um eine solche, die durch Einflüsse herbeigeführt war, über deren absolute Gesetzwidrigkeit niemand, kein Jurist und kein Laie, auch nur einen Augenblick im Zweifel sein konnte.)

Ich habe sodann eine Denkschrift an das württembergische Justizministerium gerichtet, worin ich, um meinen Antrag auf Begnadigung des nach meiner Meinung unschuldig, jedenfalls aber ungerecht verurteilten armen Mannes zu begründen, auf die vom Vorsitzenden und vom Staatsanwalt begangnen Fehler hinwies; der stärkste von mir hierbei gebrauchte Ausdruck war der, daß ich sagte: dem Staatsanwalt falle eine im Übereifer begangne fahrlässige Pflichtverletzung zur Last; die beiden Beamten aber, denen die Denkschrift zur Äußerung mitgeteilt wurde, stellten die unwahre Behauptung auf, es sei ihnen von mir „Gewissenlosigkeit“ vorgeworfen worden, und auf ihre Beschwerde wurde gegen mich eine Disziplinarstrafe verhängt, weil ich mich „der Achtung, die mein Beruf erfordert, unwürdig gezeigt“ hätte. Die empörende Begründung dieses Urteils mag der Leser im „Willibald Jlg.“ die Gründe, warum ich zu dem Urteil jahrelang geschwiegen und warum ich in diesem Jahr den Jlg veröffentlicht habe, in meiner neuesten Schrift („Der Achtung unwürdig!“) nachlesen, mit der Rechtmäßigkeit meiner Bestrafung haben diese Gründe nichts zu thun.

Im „Willibald Jlg“ habe ich nun im Anschluß an meine im Jahre 1888 veröffentlichte Schrift „Recht und Willkür im deutschen Strafprozeß“ und um an Beispielen meine dort aufgestellten Sätze über die Verwerflichkeit der den Franzosen nachgeäfften Einrichtungen des Schwurgerichts und der Staatsanwaltschaft in ihrer jetzigen Gestalt zu erhärten, eine Darstellung des Falls Jlg und des gegen mich beliebten Disziplinarverfahrens gegeben und hinsichtlich des letztern allerdings behauptet: die Richter in diesem Verfahren haben auf den ihnen erkennbaren Wunsch des Ministers vorsätzlich gegen mich das Recht gebeugt.

Diese Behauptung enthielt, wenn sie unbegründet war, eine schwere Beleidigung, wenn sie aber begründet war, so konnte ich dafür, daß ich eine für hohe Beamte sehr unangenehme Wahrheit ausgesprochen hatte, nicht bestraft werden, wenn nicht etwa die Form meiner Behauptung beleidigend war. Der Schwäbische Merkur und die Frankfurter Zeitung haben nun allerdings so lange, bis es die öffentliche Meinung glaubte, die Unwahrheit wiederholt, daß meine Schrift „maßlose Angriffe und Beschimpfungen“ enthalte, der Leser wird aber davon im ganzen „Willibald Jlg“ keine Spur finden, und selbst der Staatsanwalt in dem neuesten Verfahren sah sich zu dem Anerkenntnis gezwungen, daß, wenn meine Behauptungen wahr seien, die von mir gebrauchten Ausdrücke „kaum zu stark“ seien; waren sie nach Ansicht des Staatsanwalts „kaum“ zu stark, so waren sie in den Augen eines unbefangnen Richters „nicht“ zu stark.

Die Frage war also einzig und allein: war der von mir erhobne schwere Vorwurf begründet oder nicht? Daraus, daß er schwer war, folgte doch wahrlich nicht, daß er nicht begründet war! Ob er begründet war, darüber hatte nach den Anschauungen des gesunden Menschenverstandes der Strafrichter zu urteilen, und ich habe sofort nach Einleitung des Disziplinarverfahrens erklärt: sobald ein rechtskräftiges Urteil des Strafrichters gegen mich vorläge, würde ich meine Entlassung nehmen. Ein solches Urteil ist aber nicht ergangen, sondern die Beamten, denen ich den schweren Vorwurf gemacht habe, haben mich durch ihre Untergebenen, Kollegen und Freunde des Amtes entsetzen lassen. Der Verfasser des Aufsatzes „Die Disziplin der Richter“ sagt selbst: „Die öffentliche Meinung stand aufseiten des Angeklagten, wenn dieser wegen jener Beleidigung vor allem ein förmliches Ver-

fahren vor dem ordentlichen Richter verlangte.“ Wenn nun aber nach dem Verfasser dieselbe öffentliche Meinung sich darüber klar war, daß ich bestraft werden müsse, und daß ich mit Recht, wenn auch zu hart, bestraft worden sei, so macht sich die „öffentliche Meinung“ nach Frauenart eines Verstoßes gegen die Logik schuldig. War mein Verlangen, vor einen unparteiischen Richter gestellt zu werden, berechtigt, so war meine Verurteilung durch einen im höchsten Grade befangenen Disziplinarhof, dessen Mitglieder sich unter Verletzung des formellen und materiellen*) Rechts selbst für unbefangene erklärt haben, ein Unrecht, und die öffentliche Meinung konnte über die Rechtmäßigkeit meiner Bestrafung erst im klaren sein, nachdem der Richter die Grundlosigkeit des von mir erhobnen Vorwurfs festgestellt hatte.

Der Beweis der Wahrheit des Vorwurfs lag mir ob; der Verfasser des Aufsatzes in Nr. 46 scheint der Ansicht zu sein, daß er ziemlich aussichtslos gewesen sei. Damit hat er Recht und Unrecht — Unrecht, sofern der Beweis nackt vor aller Augen lag: ich verweise auf das, was ich in der Schrift: „Der Achtung unwürdig!“ Seite 45 f. hierüber gesagt habe; — Recht, sofern in unsrer überfeinen Zeit Nacktheiten überall Anstoß erregen, und namentlich die nackte Wahrheit nicht bloß bei Fürsten, sondern auch bei vielen Richtern unfreundlich aufgenommen wird. Es war freilich auch schon zu andern Zeiten so: „Frau Wahrheit will niemand herbergen,“ ist der Titel eines in den letzten Monaten hie und da aufgeführten Lustspiels des wackern Hans Sachs. Wie sich ein von den angeblich beleidigten Beamten angerufener Strafrichter zum Wahrheitsbeweis gestellt hätte, das ist eben darum schwer zu sagen; wie sich aber ein unbefangener Richter dazu hätte stellen müssen, das ergibt sich, glaube ich, für eine nicht irreführte öffentliche Meinung schon aus der Thatsache, daß die im „Willibald Nlg“ angegriffnen Beamten die Frist zur Stellung des Strafantrags ungenützt haben verstreichen lassen, und daß, nachdem ich in der Schrift: „Der Achtung unwürdig!“ den Vorwurf der Rechtsbeugung gegen jene Beamten wiederholt und denselben Vorwurf gegen die Richter und Beamten ausgesprochen habe, die meine Kassation beschlossen und veranlaßt haben, bis heute weder vom Justizminister noch von irgend einem der andern Beteiligten Strafflage erhoben worden ist. Wenn einem simplen Landgerichtsrat oder jetzt Rechtsanwalt ein Minister, sieben Präsidenten und ein halbes Duzend Oberlandesgerichtsräte gegenüberstehen, da wird doch jeder Richter sich zehnmal bedenken, ehe er den von dem einen gegen die vielen erhobnen schweren Vorwurf für begründet erklärt. Wenn mein Recht nicht klar wie die Sonne ist, mußte und mußte ich vor Gericht unterliegen; aber mein Recht ist so klar wie die Sonne, und darum wagen meine Gegner den Kampf nicht, oder auch umgekehrt: daraus, daß meine Gegner, denen der Vorwurf eines entehrenden Verbrechens gemacht ist, diesen Vorwurf hinnehmen, ohne zu klagen, ergibt sich für jeden Urteilsfähigen, daß ich Recht habe, daß der Beweis der Wahrheit von mir geführt ist.

Aber die öffentliche Meinung! Sie soll sich ja „klar darüber sein,“ daß ich Unrecht habe, daß ich mit Recht bestraft worden bin! Allerdings, so sagen der nationalliberale oder deutschparteiliche Schwäbische Merkur und die volksparteiliche Frankfurter Zeitung, und die meisten andern Zeitungen sprechen es ihnen nach. Ich habe mich darüber auch kaum gewundert, ich habe von Anfang an auf öffent-

*) Das württembergische Disziplinargesetz enthält die selbstverständliche Vorschrift, daß ein abgelehnter Richter bei der Beschlussfassung über die Ablehnung nicht mitwirken dürfe. Ich hatte die sämtlichen Richter mit ausführlicher und, wie ich wohl sagen darf, unwiderleglicher Begründung abgelehnt; diese Begründung, sowie die Begründung des meinen Antrag verwerfenden Beschlusses, für die ich keinen „parlamentarischen“ Ausdruck weiß, möge der Leser in der Schrift „Der Achtung unwürdig“ S. 21 bis 27 nachlesen.

liche Unterstützung in dem schweren Kampf, den ich für die Unabhängigkeit des Richteramts gegen die Allmacht der Staatsanwaltschaft unternommen habe, kaum gerechnet, und zwar aus Gründen der „leidigen Politik.“ Denn wer wird für einen politischen Gegner eintreten? Der Volkspartei aber war ich ein offener Gegner, für einen Verehrer Bismarcks wird sie sich nicht sehr erhitzen, auch wenn ihm Unrecht geschieht (übrigens haben sich die württembergischen volksparteilichen Blätter einer aner kennenswerten relativen Unparteilichkeit befleißigt); der nationalliberalen Partei aber war ich ein lästiger Freund: was ich in diesen Blättern und in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung und sonst über soziale Reform des bürgerlichen Rechts geschrieben und gesprochen habe, das hat den Wortführern dieser Partei wenig gefallen, sie waren wohl froh, als sie mich aus Anlaß meines Prozesses los wurden; und ähnlich wie die nationalliberale ist die konservative Presse gesinnt: von wirklicher sozialer Reform will sie so wenig wie von einer wirklichen Verbesserung unsrer Strafrechtspflege wissen, dagegen erstirbt sie in unterthäniger Verehrung der Autorität, mag diese von ihren Trägern gebraucht oder mißbraucht werden. Die Haltung der Presse in meiner Sache ist also erklärlich; die Zeitungs- presse aber macht zwar vielfach die öffentliche Meinung, aber sie ist doch nicht die öffentliche Meinung, es giebt neben den Tageszeitungen auch noch Zeitschriften, und es giebt viele Einzelne, die ihr eignes Urtheil behaupten. Aus diesen Kreisen unabhängig denkender Männer ist mir manches Zeichen rückhaltloser Zustimmung und warmen Mitgefühls zugekommen, und nicht bloß aus den Kreisen der Männer. „Willst du genau erfahren, was sich ziemt, so frage nur bei edeln Frauen an.“ Daß nicht der leiseste Flecken meine Ehre getrübt hat, davon haben mich die Kundgebungen edler Frauen überzeugt, edler Frauen nicht bloß aus den höhern Ständen, sondern auch aus der Mitte des Volks. Es war wenige Tage nach meiner Entlassung, als bei meiner Frau eine ihr kaum bekannte schlichte Frau erschien; aufgeregt über das mir angethane Unrecht sagte sie: wir würden uns doch auch rächen wollen, sie wisse dafür ein unfehlbares Mittel: meine Frau solle nur täglich den hundertmeinten Psalm beten, dann werde binnen Jahresfrist die Rache Gottes die Schuldigen treffen. Ich gedente zwar von dem wilden, schauerlich-schönen Racheruf des Königs David den empfohlenen Gebrauch nicht zu machen; aber was sagen die vier frommen, in der evangelischen Landessynode zu Stuttgart sitzenden Herren, die an der Vernichtung meiner bürgerlichen Existenz mitschuldig sind, zu dieser Äußerung volkstümlicher Frömmigkeit?

Ich hoffe, die Leser dieses Blattes werden sich, nachdem sie von meinen beiden Schriften Kenntnis genommen haben, überzeugen, daß ich mich mit Recht dagegen verwahre, — der Verfasser des Aufsatzes über Richterdisziplin hat es wohl auch nicht so gemeint — mit dem Kanzler Leisi zusammengestellt zu werden in der Art, als ob ich mich, wie er, der Achtung unwürdig gezeigt hätte und der ganze Unterschied darin läge, daß ich etwas zu hart, er etwas zu mild bestraft worden wäre. Der württembergische Justizminister kann ja heute noch für sich und für seine Untergebenen gegen mich bei Gericht Strafantrag stellen; wenn er es thut und wenn sich ein Richter findet, der mich verurteilt, dann werde ich — an der Gerechtigkeit im deutschen Reiche verzweifelnd — schweigen; so lange das aber nicht geschehen ist, werde ich nicht aufhören, zu behaupten, daß ich das Opfer brutaler Gewalt geworden bin.

Ulm, im Januar 1895

G. Pfizer

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wils. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig